

(Nachdruck verboten.)

Treu.

Von Alexander L. Kielland.

Fräulein Thyra ging ans Sprachrohr und rief: „Sind die Koteletts für Treu nicht bald fertig?“

Jungfer Hansens Stimme ertönte aus der Küche: „Sie stehen im Fenster, um abzukühlen; sobald sie recht sind, wird Stine sie hinaufbringen.“

Treu hatte es gehört und ging ruhig hin und legte sich auf den Teppich vor dem Kamin.

Er hat viel mehr Verstand als ein Mensch, — pflegte der Großhändler zu sagen.

Am Frühstückstisch saß außer den Hausbewohnern ein alter Feind von Treu — der einzige, den er hatte. Uebrigens war cand. jur. Wiggo Hansen vielen Dingen dieser Welt feind; und seine bissige Zunge war in ganz Kopenhagen wohlbekannt.

Hier in der Familie hatte er sich als langjähriger Hausfreund eine ganz besondere Offenherzigkeit zugelegt; und wenn er übellaulig war, was er immer war, ließ er schonungslos seine Bitterkeit an allen und allem aus.

Vorzugsweise war er immer hinter Treu her.

Dieses große, gelbe Beest, pflegte er zu sagen, hier geht es und wird verhätschelt und verwöhnt und mit Braten und Fleischflößen gefüttert, während sich manches Menschenkind nach einem Stück trockenem Brot alle Finger leckt.

Das war indessen der wundere Punkt, vor dem sich der Herr Kandidat ein wenig in acht zu nehmen hatte. Sobald jemand Treu mit einem Wort, das nicht voller Bewunderung war, zunahe trat, warf die gesamte Familie ihm einen entzückten Blick zu; und der Großhändler hatte sogar Kandidat Hansen unverblümt zu verstehen gegeben, daß er leicht eines Tages ernstlich böse werden könnte, wenn der andere sich nicht in gebührender Weise über Treu äußern würde.

Aber Fräulein Thyra haßte Kandidat Hansen geradezu aus diesem Grunde; und obgleich Waldemar jetzt erwachsen war, — wenigstens schon Student geworden, war es ihm immer noch eine Freude, dem Kandidaten die Handschuhe aus den Rocktaschen zu stehlen und sie Treu zum Zerreißen zu geben.

Ja, selbst die Frau des Hauses, die so mild und süß wie Teewasser war, mußte bisweilen den Kandidaten beiseite nehmen und ihm ernstlich Vorwürfe machen, daß er es über sich gewinnen könnte, so häßlich von dem süßen Tier zu reden.

Dies alles verstand Treu sehr gut; aber er verachtete Kandidat Hansen und nahm keinerlei Notiz von ihm. Er ließ sich herab, die Handschuhe zu zerreißen, weil es nun einmal seinen Freund Waldemar freute; aber im übrigen tat er, als ob er den Kandidaten nicht sähe.

Als die Koteletts kamen, fraß Treu sie geräuschlos und diskret; er zermalmte die Knochen nicht, sondern nagte sie ganz rein und leckte den Teller ab.

Darauf ging er zum Großhändler hin und legte ihm seine rechte Pfote aufs Knie.

„Wohl bekomm's, wohl bekomm's, alter Junge!“ rief der Großhändler gerührt; er wurde gleich gerührt jeden Morgen, wenn dies sich wiederholte.

„Du kannst doch Treu nicht alt nennen, Vater,“ sagte Student Waldemar ein wenig überlegen.

„Na, weißt Du was! — er ist doch bald seine acht Jahr.“

„Ja aber — Männchen,“ sagte seine Frau sanft, „ein Hund von acht Jahren ist doch kein alter Hund.“

„Nein, nicht wahr, Mutter!“ rief Waldemar eifrig, „gibst Du mir nicht recht? ein Hund von acht Jahren ist kein alter Hund.“

Und in einem Nu war die ganze Familie in zwei Parteien gespalten, — in zwei sehr eifrige Parteien, die in einem unaufhörlichen Strom von Worten zu debattieren angingen: ob man einen Hund von acht Jahren einen alten Hund nennen könne oder nicht. Man erhitzte sich auf beiden Seiten, aber obgleich ein jeder immer von neuem seine Meinung unverändert wiederholte, wobei sie alle durcheinander redeten, sah es doch nicht aus, als ob eine Einigung erzielt werden würde, — nicht einmal, als die alte Großmutter aus ihrem Stuhl aufsprang und durchaus etwas von dem Leibmops der hochseligen

Königin-Witwe erzählen wollte, den sie die Ehre gehabt hatte, von der Straße her zu kennen.

Aber das unentwirrbare Durcheinander von Worten brach plötzlich ab, als einer auf die Uhr sah und sagte: das Dampfschiff; alle erhoben sich, die Herren, die nach der Stadt sollten, stürzten fort, die ganze Gesellschaft zerstreute sich in alle Winde, und die Frage: ob man einen Hund von acht Jahren einen alten Hund nennen kann oder nicht, blieb ungelöst in der Luft schweben.

Nur Treu rührte sich nicht. Er war an diesen Familienlärm gewöhnt, und die ungelösten Fragen interessierten ihn nicht. Er ließ seine klugen Augen über den verlassenen Frühstückstisch wandern, legte dann seine schwarze Schnauze auf seine mächtigen Pfoten und schloß die Augen zu einem kleinen Frühstückschläfchen. Solange man hier draußen auf dem Lande war, gab es nicht viel anderes für ihn zu tun, als zu fressen und zu schlafen.

Treu gehörte zu den echten dänischen Rassehunden aus dem zoologischen Garten; der König hatte sogar seinen Bruder gekauft, was ausdrücklich einem jeden, der ins Haus kam, erzählt wurde.

Aber er hatte trotzdem eine ziemlich harte Jugend verlebt; denn es war seine ursprüngliche Bestimmung gewesen, draußen bei dem großen Kohlenlager des Großhändlers in Kristianshavn Wachtund zu sein.

Draußen betrug Treu sich mustergültig. In der Nacht wild und wütend wie ein Tiger, war er am Tage so still und freundlich — ja unterwürfig, daß der Großhändler auf ihn aufmerksam wurde und ihn vom Wachtund zum Zimmerhund beförderte.

Und von diesem Augenblick an hatte das edle Tier erst alle seine Vollkommenheiten entwickelt.

Gleich von Anfang an hatte es eine eigene bescheidene Manier, an der Tür stehen zu bleiben und den, der hineinging, so unterwürfig anzusehen, daß es ganz unmöglich war, ihn nicht mit in den Salon zu nehmen; und hier fand er sich bald zurecht, im Anfang unter dem Sofa, und später auf dem weichen Teppich vor dem Kamin.

Und je mehr die übrigen Mitglieder der Familie es lernten, seine seltenen Eigenschaften zu schätzen, desto mehr avancierte Treu, bis Kandidat Hansen behauptete, daß er der eigentliche Herr im Hause sei.

Sicher ist, daß Treus ganzes Auftreten ein Gepräge annahm, das kund gab, er sei sich der Stellung, die er einnahm, wohl bewußt. Er blieb nicht länger unterwürfig an der Tür stehen, sondern ging selbst zuerst hinein, sobald geöffnet wurde. Und machte man ihm nicht gleich auf, wenn er an die Tür kramte, so hob sich das mächtige Tier auf die Hinterbeine, legte die Pfoten auf die Türklinke und öffnete selbst.

Als er zum erstenmal dies Kunststück ausführte, rief die gnädige Frau entzückt: „Ist er nicht reizend? — ganz wie ein Mensch, nur soviel besser und treuer.“

Es war auch die Meinung der andern im Hause, daß Treu besser als ein Mensch sei. Jeder einzelne schien etwas von seinen Sünden und Schwächen abzuziehen, während er das edle Tier bewunderte und verehrte, und jedesmal, wenn einer mit sich oder anderen unzufrieden war, bekam Treu die allervertraulichsten Mitteilungen und die heiligsten Versicherungen, daß er doch der einzige wäre, auf den man sich verlassen könnte.

Aber wenn Fräulein Thyra enttäuscht von einem Wald kam, oder wenn ihre beste Freundin treulos ein fürchtbar großes Geheimnis verraten hatte, da warf sie sich meinentlich über Treu: „Jetzt habe ich nur noch Dich, Treu! es gibt niemand — niemand — niemand auf der Welt, der sich was aus mir macht außer Dir. Jetzt sind wir zwei ganz allein in der weiten — weiten Welt; aber Du wirst Deine arme kleine Thyra nicht verraten — das mußt Du mir versprechen, Treu!“ Und dann weinte sie, so daß es über Treus schwarze Nase niederträufelte.

Darum war es nicht zu verwundern, daß Treu zu Hause mit einer gewissen Würde auftrat. Aber auch auf der Straße konnte man ihm ansehen, daß er sich sicher fühlte und stolz darauf war, Hund zu sein in einer Stadt, wo die Hunde die Macht hatten.

Wenn sie im Sommer auf dem Lande wohnten, pflegte Treu nur einmal die Woche mit in die Stadt zu gehen, um alte Bekannte zu beschnüffeln. Hier draußen auf dem Lande lebte er ausschließlich seiner Gesundheit; er badete, wälzte sich in den Blumenbeeten und ging dann in die Stube, um sich an den Möbeln, der Damen und schließlich an dem Teppich vor dem Kamin trocken zu reiben.

Aber den übrigen Teil des Jahres stand ganz Kopenhagen zu seiner Verfügung, und er verfügte mit großer Unbefangtheit über die Stadt.

Was war es nicht für ein Genuß im zeitigen Frühjahr, wenn das zarte Gras auf den öffentlichen Rasen, die kein menschlicher Fuß betreten durfte, zu sprossen anfang, mit einigen guten Freunden auf und ab und rings im Kreis zu rennen, so daß die Grasbüschel in der Luft herumstoben.

Oder wenn die Leute des Gärtners zu Mittag nach Hause gegangen waren, nachdem sie sich den ganzen Vormittag mit den feinen Blumen und Büschen abgemüht hatten, was war es da für ein Vergnügen, zu tun, als ob man nach Maulwürfen grübe: die Schnauze mitten im Blumenbeet in die Erde zu stecken, zu sprützen und zu blasen, und dann die Erde mit den Vorderpfoten aufzuwühlen; ein wenig innezuhalten, die Schnauze wieder hineinzustecken, zu blasen, um dann wieder aus allen Kräften in der Erde zu wühlen, — bis das Loch so tief war, daß ein einziger kräftiger Stoß mit den Hinterbeinen genügte, einen ganzen Rosenstock mit Wurzel und allem Zubehör hoch — hoch in die Luft zu schleudern.

Wenn Treu nach einer solchen Heldentat still mitten auf dem Rasen in der warmen Frühlingssonne lag und die Menschen so bescheiden auf den ständigen oder aufgeweichten Wegen draußen hintreiben sah, da wedelte er in aller Stille sich selbst zu.

Dann hatte man noch die große Kauferei in den Anlagen oder rings um das Pferd auf dem Königs-Neumarkt, von da ging es, naß und beschmudgt, in rasender Eile die Destergade hinauf, zwischen den Beinen der Menschen hindurch, wobei man sich an den Kleiderböden und den Beinkleidern der Männer rieb, während man mit uneingeschränktem Recht auf dem Trottoir alte Damen und Kinder umwarf, bald in einen Hof hineinstürzte und nach einer Kage die Kuchentreppe hinauf jagte, bald Schrecken und Verwirrung um sich verbreitete, indem man einem alten Feind, dem man begegnete, an die Kehle fuhr; — oder bisweilen konnte es Treu auch einfallen, mitten vor einem kleinen Mädchen, das für seine Mutter Besorgungen machte, stehen zu bleiben, ihr seine schwarze Nase ins Gesicht zu stecken und dann mit offenem Maul zu brüllen: wau — wau — wau!

Man mußte die Kleine sehen! sie wurde ganz blau im Gesicht, die Arme hingen steif herunter, und sie trippelte mit den Füßen, ganz außerstande, einen Schrei herzubringen.

Aber die erwachsenen Damen auf der Straße lachten sie aus und sagten: „Was für ein Narrchen Du bist! wie kannst Du vor einem solchen schönen, guten Hund Angst haben! er will doch nur mit Dir spielen; sieh, wie groß und gut er ist; — willst Du ihn nicht streicheln?“

Aber das wollte die Kleine auf keinen Fall; und als sie zu ihrer Mutter nach Hause kam, schluchzte sie immer noch leise. Aber weder ihre Mutter noch der Arzt konnte später begreifen, daß das frische und gesunde Kind bei jedem Erschrecken blau und steif wurde und nicht imstande war, einen Schrei herzubringen.

Aber alle diese Vergnügen waren doch nur blaß und zahm im Vergleich mit les grandes cavalcades d'amour, und dabei war Treu immer einer der ersten. Sechs — acht, zehn, zwölf große, gelbe, schwarze und rote Hunde mit einem langen Gefolge von kleineren und ganz kleinen, die so zerbißen und beschmudgt waren, daß man gar nicht sehen konnte, woraus sie gemacht waren, aber die nichtsbedenkenlicher sehr mutig waren, den Schwanz in die Luft streckten und ganz außer Atem vor Eifer waren; obgleich sie gar keine andere Aussicht hatten, als wieder Prügel zu bekommen und im Schmutz herumgewälzt zu werden — und dann fort in wildem Galopp durch Straßen, über Plätze, Gärten und Blumenbeete, mit Prügeln und Geheul, blutig und beschmudgt, mit herabhängenden Zungen — fort mit den Menschen und Kinderwagen, Platz für die Kämpfe und Liebe der Hunde — so schossen sie wie die wilde Jagd durch die unglückliche Stadt.

Von den Menschen auf der Straße beachtete Treu niemand als die Schmutzleute. Denn mit seinem scharfen Verstand hatte er schon längst eingesehen, daß die Polizei da sei, um ihn und seine Mithunde gegen die vielen Uebergriffe der Menschen zu schützen. Darum blieb er immer wohlwollend

stehen, wenn er einem Schuhmann begegnete, um sich hinterm Ohr kratzen zu lassen. Besonders hatte er einen guten, dickem Freund, den er oft in Nabentraa traf, wo Treu eine langjährige Liaison hatte.

Wenn der Schuhmann Frode Hansen aus einem Keller emporstieg, — was er sehr oft tat; denn er war ein gemütlicher Kerl, den man mit Vergnügen zu einem Glas Bayerisch einlud, — da hatte sein Gesicht viel Ähnlichkeit mit der aufgehenden Sonne, denn es war rund und rot, warm und strahlend.

Aber wenn er dann in voller Figur auf dem Trottoir stand und einen strengen Blick nach beiden Seiten der Straße warf, um zu untersuchen, ob ein übelgesinnter Mensch gesehen hätte, woher er kam, da tauchte in uns die Erinnerung an etwas auf, das wir als junge Menschen in der Physik gelernt hatten und das wir, wie ich glaube, den Ausdehnungskoeffizienten nannten.

Denn wenn man den tiefen Einschnitt betrachtete, den sein fester Gürtel vorn und hinten und an den Seiten machte, bekam man unwillkürlich den Eindruck, daß sich drin in Schuhmann Frode Hansens Magen ein solcher Koeffizient mit einem außerordentlich starken Drang, sich auszudehnen, befände.

Und Leute, die ihm begegneten, besonders wenn er einen seiner tiefen Bierseufzer ausstieß, wichen ängstlich einen Schritt zur Seite, denn sollte es einmal geschehen, daß der Koeffizient da drinnen über den festen Gürtel siegte, dann würden die Stücke — und besonders die Schnalle über dem Magen — mit einer Festigkeit umherfliegen, daß die Schaufenster in Gefahr gerieten.

Im übrigen war es nicht so gefährlich, Frode Hansen nahe zu kommen; er galt sogar für einen der unschädlichsten Schmutzleute; äußerst selten erstattete er irgendwelche Meldung. Trotzdem war er bei seinen Vorgesetzten wohl angeschrieben; denn wenn erst von anderer Seite etwas gemeldet worden war, brauchte man nur Frode Hansen zu fragen, er konnte immer über alles Mögliche eine Auskunft erteilen.

So ging es ihm gut in der Welt; er war fast beliebt in Nabentraa und in der ganzen Stellmacherstraße; ja selbst Madame Hansen leistete es sich bisweilen, ihn zu einem Glas Bayerisch einzuladen.

Und sie hatte doch selber nicht viel zu verschicken. Arm und dem Trunk ergeben, wie sie war, hatte sie genug damit zu tun, sich mit ihren beiden Kindern durchzuschlagen.

Nicht so zu verstehen, daß Madame Hansen arbeitete, geschweige denn, daß sie versuchte, sich emporzuarbeiten; wenn es ihr nur gelang, die Miete zu bezahlen und ein wenig für Kaffee und Branntwein übrig zu behalten, dann machte sie sich sonst keine Illusionen.

Zu Wirklichkeit war es — selbst in Nabentraa die allgemeine Meinung, daß Madame Hansen ein Schwein sei; und wenn man sie fragte, ob sie Witwe wäre, pflegte sie zu antworten: „Ja, sehen Sie — das ist wahrhaftig schwer zu sagen!“

Die Tochter war ungefähr fünfzehn Jahre alt, der Sohn ein paar Jahre jünger. Auch von diesen war die allgemeine Meinung in und um Nabentraa, daß selten ein paar schlimmere Rangen in dieser Gegend aufgewachsen wären.

Waldemar war ein kleiner, blasser, dunkeläugiger Bursche, glatt wie ein Kal, voller Bosheit und Verschlagenheit, mit einem Gesicht wie von Gummi, das in einem Augenblick den Ausdruck der wildesten Frechheit mit dem der dämlichsten Unschuld vertauschen konnte.

Auch von Thyra war nichts anderes Gute zu sagen, als daß sie ein hübsches Mädchen zu werden versprach. Aber allerhand häßliche Geschichten wurden schon von ihr erzählt, und sie trieb sich in sehr verschiedenen Geschäften in der Stadt herum.

Madame Hansen hörte nicht darauf, wenn diese Geschichten erzählt wurden, sie wollte nichts davon wissen. Ebenso wenig nahm sie sich den Rat der Nachbarn und Freundinnen zu Herzen: die Kinder sich selbst zu überlassen — sie wären wahrhaftig rucklos genug dazu — und lieber ein paar Mieter, die bezahlten, zu sich zu nehmen.

„Nein — nein!“ antwortete Madame Hansen, solange sie sozusagen ein Heim bei mir haben, bekommt die Polizei sie nicht ganz in ihre Klauen, und da gehen sie doch nicht ganz zugrunde.“

Dies: daß die Kinder nicht ganz zugrunde gehen sollten, war der letzte Punkt, um den sich alles sammelte, was nach einem Leben wie das ihrige von einer Mutter übrig sein konnte.

Und darum hastete sie sich weiter ab, schimpfte und schlug

die Kinder, wenn sie spät nach Hause kamen, ordnete ihre Betten und gab ihnen ein wenig Essen und fesselte sie auf ihre Weise an sich, — so wie es nun einmal war.

Madame Hansen hatte viele Dinge in ihrem Leben versucht, und alles hatte sie stufenweise tiefer heruntergebracht. Vom Dienstmädchen zur Kellnerin, an der Waschfrau vorbei bis zu dem Herunter, was sie jetzt war.

Jeden Morgen früh, ehe es hell wurde, kam sie über die Knüppelsbrücke nach der Stadt mit einem schweren Korb auf jedem Arm. Aus den Körben guckten Kohlblätter und Mohrrübenkraut hervor, so daß man meinen könnte, sie mache sich ein Geschäft daraus, bei den Bauern draußen in Amager Grünwaren zu kaufen, um sie dann in Nabentaa und da in der Nähe zu verkaufen.

Trotzdem trieb Madame Hansen keinen Handel mit Grünwaren, dagegen aber einen kleinen Kohlenhandel; sie trieb ihn halb im Geheimen und in kleinen Portionen, und ihre Kunden waren lauter arme Leute wie sie selbst.

Diese scheinbare Inkonsequenz wurde in Nabentaa nicht weiter beachtet; nicht einmal Schuttmann Frode Hansen sah an Madame Hansens Geschäft etwas Auffallendes zu finden. Wenn er ihr am Morgen begegnete, wo sie mit dem schweren Korb angeschleppt kam, konnte er vielmehr ganz freundlich fragen: „Nun, Madame Hansen, waren die Rüben billig heute?“

Und war sein Gruß weniger freundlich, wurde er im Laufe des Tages mit einem Glas Bayerisch bewirtet.

Dies war eine stehende Ausgabe für Madame Hansen, und sie hatte noch eine solche. Jeden Abend kaufte sie ein großes Stück Kuchen, mit dickem Zucker bestreut. Sie aß es nicht selbst; auch war es nicht für die Kinder; niemand wußte, was sie damit machte, und es gab auch niemand, der es weiter beachtete.

Gab es keine Aussicht auf ein Glas Bier, so führte Schuttmann Frode Hansen seinern Koeffizienten mit Würde die Straße auf und ab spazieren.

Wenn er dann Treu oder einem anderen seiner Freunde unter den Hunden begegnete, so blieb er immer lange stehen, um ihn hinter den Ohren zu krauen. Und wenn er die große Ungeniertheit sah, mit der die Hunde sich auf der Straße aufführten, so war es ihm ein wahres Vergnügen, sich mit Strenge auf eine unglückliche Mannsperson zu werfen und sich ihren vollen Namen und ihre Adresse zu notieren, weil sie sich erlaubt hatten, ein Kubert in die Gasse zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Schrifttum.

I.

Die bürgerliche Literaturgeschichtsschreibung ist, bis in unsere Tage hinein, Heldenverehrung, das heißt: sie wird von der Anschauung geleitet, die von jeher, auch gerade in der alten Volksdichtung, über das Verhältnis von Persönlichkeit und „Miltien“ im Schwange war. Nicht die Geschichte der Völker, sondern die Geschichte der großen Männer sei die Weltgeschichte. Nicht die Dichtung ganzer Nationen, sondern die dichterliterarischen Leistungen Einzelner repräsentieren die Geschichte der Literatur. Aus dieser Anschauung heraus schrieb der Engländer Carlyle (sprich Karlisle) vor 70 Jahren sein Buch: „Helden und Heldenverehrung“. Und den Typus eines unüberwindlichen Heldentums, den er hier Dante und Shakespeare verlieh, ihn hatte er bereits zuvor bei Schiller und Goethe angewendet. Es ist um die Richtigkeit und Verlehrtheit dieser Theorie sehr heftig gestritten worden, je nachdem, daß der Einfluß des „Miltiens“ unterschätzt, dagegen die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit maßlos überschätzt wurde. Nun lehrt uns aber die materialistische Geschichtsauffassung, ohne daß wir die Ungleichheit der intellektuellen Kräfte bei den Menschen, also natürliche Unterschiede jemals geleugnet haben, daß jeder Mensch, auch gerade der schöpferisch veranlagte, doch in der Hauptsache abhängig ist vom Miltien, was soviel heißt, daß er das Produkt der Verhältnisse und seiner Umgebung ist. Eine Auffassung, wie Carlyle, der zudem konfervativ bis auf die Knochen war, sie damals vertreten konnte, ohne bei den Zeitgenossen auf entschiedenen Widerspruch zu stoßen, ist heutzutage schlechterdings nicht mehr angängig. Trotzdem beansprucht das von diesem paradoxen Schriftsteller aufgestellte Goetheporträt auch noch gegenwärtig ein hohes Interesse. Samuel Saenger konnte daher die Herausgabe eines Buches: „Thomas Carlyle: Goethe“ (Westfeld u. Co. Verlag, Berlin, Preis 2 M.) sehr wohl wagen. Dem was man auch sagen möge: Carlyles Auslassungen über Goethe sind, wenn abgesehen wird von seiner einseitig das religiöse Moment hervorhebenden Auffassung, noch immer das Gescheiteste und Tiefste unter allen Untersuchungen geblieben. Nicht bloß dies allein; auch

viel Endgültiges, Abschließendes liegt darin, ganz zu geschweigen der menschlichen Größe, die in den Beziehungen zwischen diesen beiden Persönlichkeiten offenbar geworden. Unter berechtigten Streichungen alles durch die Zeit hinfällig gemachten hat der Herausgeber, ein guter Kenner Carlyles, aus dessen Schriften das Porträt Goethes nachgezeichnet.

In noch weit höherem Maße gilt dies Gesagte von „Schillers Gesprächen“, das sind Berichte seiner Zeitgenossen über ihn, die Julius Peters in vortrefflicher Wahl und zeitlicher Anordnung im Inselverlag zu Leipzig herausgebracht hat. In allen diesen Aufzeichnungen anderer, die mit ihm ungingen, lernen wir Schiller von viel neuen Seiten kennen. Es zeigt sich da, wenn wir es nicht schon aus seinen Schriften wußten, welch idealer Geist und wunderbarer Mensch er gewesen. Nur so erklärt es sich auch, warum er — heute mehr denn je — lebendig wirkend durch seines Volkes Mitte wandelt. Dies herrliche Buch in seiner einfach würdigen buchhändlerischen Aufmachung bedarf keiner Empfehlung; es genügt zu sagen, daß es jedwede Lebensbeschreibung des Dichters von noch so gesähten Köpfen überflüssig macht; es ist ein frisch sprudelnder Quell zwischen dürrem Literatorengekrüppel. Der Preis des 400 Seiten umfassenden Buches, dem natürlich ein Verzeichnis der abgekürzten Quellenangaben nebst einem erklärenden Namen- und Sachregister beigegeben sind, beträgt nur 3 Mark in Pappband, 4 Mark in Leinen.

Auf das Eindringen in weitere Kreise ist auch die von Hans Daffis besorgte Ausgabe der Freundesbriefe Heinrich Heines (Verlag Berlin, 450 Seiten, 3 M.) berechnet. Und es braucht wirklich nicht betont zu werden, welche wichtige Stelle sie einnehmen, oder wie sehr sie geeignet seien, alles Gerede, besonders alle Verunglimpfungen der Sittlichkeitsknüttler und sonstigen Gelehrten bis in unsere Tage hinein ins rechte Licht zu rücken. Wenn Briefe an und für sich schon die wertvollsten Zeugnisse für eines Menschen Denkungsart und Gefühlsleben sind, so noch weit mehr für einen revolutionären, radikalen Dichter und Satiriker, über den sich noch immer alle Literaturpaffen herumstreiten, der gewissermaßen zwei geistige Weltalter in sich vereinigt. In ihm gar ja noch der Dunst der deutschen Heubühleintroumantik, die er dann mit den giftgetränkten Pfeilen seines aristophanischen Spottes verflüchtigte, um zum ersten sozialen Sänger nicht bloß seiner, sondern aller Zeiten zu werden und dem Geiste moderner Entwicklung lichtvolle Bahn zu brechen. Es ist nichts mit dem Litzengebe: Heine sei bloß eine männliche Kofotte gewesen, der mit Gedanken und Gefühlen ein launisches frivoles Jongballspiel getrieben habe. Wer das noch immer glaubt, der nehme diese Briefe zur Hand; und er wird darüber belehrt werden, daß Heine gegen sich selbst einen unerbittlichen Wahrheitsmut bewiesen. Seine ganze edle Natur bricht hier hervor mit einem Glanze, der, weil er aus Seelentiefen stammt, jeden Leser bezaubern muß.

Zu den famosen Briefschreibern wird auch Theodor Fontane gerechnet. Zwei Bände seiner Briefe sind ja bereits vor einigen Jahren herausgekommen. Manches Skurriges und Ectes steht in ihnen; und das Bild des Alten, der nichts als ein emagrierter Preuze sein wollte, ist durch jene Herzenbergungen, wenn nicht gerade erweitert, so doch um prächtige Farbentupfen bereichert worden. Eine abermalige Ergänzung erfährt Fontanes Persönlichkeit durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Wilhelm Wolffsohn, seinem Jugendfreunde, der, ein talentvoller Dichter, in frühen Jahren starb. Wir werden da in die Werdezeit des jungen Fontane eingeführt, der schon, während er noch das Metier eines „Gismijchers“ versieht, tüchtig Verse schmiedet und auch bereits die ersten Früchte seines Talents zu Markte bringt. Er hängt dann den Beruf an den Nagel und geht zum Journalismus über, heiratet, macht Fahrten nach England und tut sich, indem er Reisebriefe für deutsche Journale schreibt, sehr tüchtig in der altenglischen Literatur um. Eine Reihe prächtiger Valladen, vermehrt durch solche aus dem soldatischen Heldentum des Feiderizianischen Regimes, bleiben ihm an den Fingern hängen, um fortan seinen Ruhm als Dichter zu begründen. Kurz, dieser Berufswechsel ist interessant; auch insofern, als er Einblicke gewährt in die literarischen und gesellschaftlichen Zustände zwischen 1840—60. Wilhelm Wolffsohn, der Sohn Wolffsohns, hat diesen Briefwechsel aus Familienpapieren ans Licht gezogen. Das Büchlein, bei Georg Vondt, Berlin, erschienen, erhielt außerdem einen besonderen Reiz durch die Vergabe von neun Bildern der beiden jungen Briefschreiber.

Im Anschluß hieran sollen auch gleich die unter dem Titel „Blühender Lorbeer“ vereinigten „Plaudereien und Andachten über deutsche Dichter“ von Otto Ernst (Verlag D. Staackmann, Leipzig) genannt sein. Dies zunächst deshalb, weil sich der Verfasser da in der ersten „Plauderei“ des Buches mit Theodor Fontane befaßt. Und zwar entwirft er von diesem ein sehr zutreffendes Konterfei. Nach Fontane werden Anzengruber der Tendenzdichter, Gottfried Kellers Verse, der hundertjährige Reuter, Friedrich Heibel als dramatischer Dichter, Heinrich Heines Seele, Goethes Gesellige Nieder, Schiller und Lessing der Dichter behandelt. Kluge Worte und Kummerlungen eines Einsichtigen, der ja selbst sich als Dramatiker und Romandichter zu mehr als modischer Beliebtheit gebracht hat. Die „Plaudereien“ sind es nun gerade nicht, die mir am besten zusagen; der darin angeklagene etwas philiströse Ton geht mir wider den Strich. Klüssiger, konzentrierter, ich möchte sagen, verwaschener mit dem jeweiligen Gegenstande, erscheinen mir

Auffäge, die aus lebendigen Vorträgen entstanden sind. Und daß Ernst, der Niederdeutsche, sich so tief in Anzengruber einzufühlen vermochte, das wird man ihm doppelt anrechnen müssen. Auf das Haupt dieses einzigwahren hochbegnadeten Volksdichters hat er eine Krone ewig blühenden Lorbeers gesetzt.

Während sich hier ein Schaffender mit hervorragenden Poeten einer abgeschlossenen Epoche auseinandersetzt, macht Nagda Janssen das Lebenswerk eines der Gegenwart angehörigen Dichters zum Gegenstande kritischer Forschung. Dies Buch heißt: „Karl Hensell, ein Dichterbild.“ (Verlag: Die Lesef. München 1911). Wer kennt nicht seinen Namen! Hensell war der erste und blieb der einzige in der dem „Jüngsten Deutschland“ zugehörigen „Bande“, auf dessen Leier sozialistische Liedakkorde erklangen. Er hat diese Lyrik um neuartige Schätze bereichert, und das wissen ihm die Arbeiter zu danken. Wer sich ins Herz des sozialistischen Proletariats hineingesungen, dem ist Unsterblichkeit verliehen. Freilich — das kapitalistische Bürgertum denkt sehr viel anders über einen Freiheitskämpfer. Oder es denkt überhaupt nicht, sondern geht mit verstopften Ohren vorbei. Es sei denn: er spricht sein reumütiges *pater peccavi* (Vater, ich habe gesündigt) und befragt die Liebe, vor allem die Tugend der braven Spießerleute und verherrlicht die Geldsackmoral. Nun, Karl Hensell ist keine Kompromisnatur. Er ist nicht Fleisch von ihrem Fleische; seine Anschauung oder, wie er es nennt, sein „Weltempfinden“, kreist hoch über der Menschheit. Er hat die Bestimmung empfangen, nicht nur Lyriker zu sein, sondern vor allem sein ganzes Dasein als Mensch und scharf schauender Denker im großen Weltbild dichterisch widerzuspiegeln. Dies klarzumachen, seine bisher geleistete Schöpferarbeit aus der Tiefe seiner Persönlichkeit her zu beleuchten und sie dem Auge des Volkes nahe zu führen, war die Aufgabe der übrigens mit dem Nützzeug des modernen Psychologen und Sozialästhetikers ausgestatteten Verfasserin. Zu wünschen wäre nur, daß ihre geistvolle Studie auch das Publikum zu des Dichters Werken selbst führte; denn der Deutsche liest wohl geflüstert gerne, was über einen Schriftsteller geschrieben wird, er vergißt aber gewöhnlich, sich direkt an dessen Schaffen zu ergötzen. Und Hensell ist kein Modepoet.

E. Krowski.

Kleines feuilleton.

Kulturgegeschichtliches.

Die berühmteste Pestepidemie der Geschichte. Die Pest hat seit dem Altertum bis in die Neuzeit hinein in allen Ländern gewütet und hat ihre Vernichtungstaten in unerbittlicher Schärfe in die Geschichte aller Kulturböller eingeschrieben. Dennoch ist unter den verschiedenen Epidemien wohl bis auf den heutigen Tag keine berühmter geworden als die athenische aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. Die Erklärung dafür ist nicht nur in den Folgen dieser Seuche für den Gang der Geschichte, sondern auch in ihrer klassischsten Schilderung durch den Geschichtsschreiber Thukydides zu suchen. Da die Pestforschungen während des letzten Jahrzehnts leider eine recht ausgiebige Gelegenheit zum Fortschritt gehabt haben, ist es ein dankenswertes Unternehmen, die Schilderung von Thukydides im Licht der Erkenntnis zu betrachten, die von der modernen Medizin über die Pest erhalten worden ist. Dies hat Dr. Schröder in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ getan.

Der Ausbruch der Pest erfolgte im Jahre 431, und nach weiteren zwei Jahren erlag ihr der Mann, der allein imstande gewesen wäre, den Peloponnesischen Krieg zu einem glücklichen Ende für seine Vaterstadt zu führen, Perikles. Thukydides war, abgesehen von seiner glänzenden Darstellungsgabe zu einer Beschreibung der Pest noch dadurch besonders geeignet, daß er selbst daran erkrankt gewesen war. Die hygienischen Zustände, die damals in Athen herrschten, vergleicht Dr. Schneider mit denen, wie sie jetzt in den chinesischen Hafenstädten abzuwalten pflegen. Durch die Flucht der Landbevölkerung nach der Stadt war ein Zusammendrängen der Bewohner erfolgt, die vielfach in schnell hergerichteten Buden untergebracht werden mußten. Ein besonders heißer Sommer und der durch den Krieg bedingte Mangel an Nahrungsmitteln erleichterte der Pest ihr Werk. Woher sie kam, weiß man ziemlich genau. Während jekt Arabien wegen der jährlichen Pilgerfahrten der Mohammedaner ein Zentrum für die Ausbreitung der Seuchen ist, war der damalige Ausgangspunkt der Pestepidemie das obere Nilgebiet. Von dort gelangte sie nach Kleinasien und überschritt zunächst das Perserreich. Wie es noch heute meist geschieht, reiste die Pest auch damals schon auf Schiffen von Land zu Land, und so gelangte sie auch nach Athen; die ersten Fälle traten im Hafen Piräus ein. Thukydides hat die Krankheit mit der besonderen Absicht ausführlicher geschildert, damit jeder sie bei Zeiten erkennen könne. Als erstes Zeichen nennt er eine heftige Erhitzung des Kopfes nebst Entzündung der Augen. Dann senkte sich die Krankheit allmählich in die Brust und noch weiter hinab. Der alte Geschichtsschreiber hat die merkwürdige Vorstellung, daß die Krankheit dann den Magen umdrehe. Darauf wird er durch die oft erfolgenden Gallenabsonderungen gebracht. Als eine eigentümliche Begleiterscheinung bezeichnet er eine Art von Schlucken, das sich schließlich zu starken Krämpfen steigerte. Das heftige Niesen, das in der ersten Zeit der Erkrankung häufig sich einstellt, hat in späterer Zeit

zu dem noch heute erhaltenen Brauch geführt, einem Niesenden ein „Gef Gott!“ zuzurufen. Als ein besonderes Merkmal der Krankheit wird von Thukydides die innere Hitzeempfindung der Kranken hervorgehoben, die oft derart unerträglich wurde, daß die Kranken sich in kaltes Wasser stürzten.

Sich ein Bild von Athen während dieser Pest zu machen, dazu gehören starke Verben. Tote und Sterbende lagen durcheinander, und die Brunnen waren erfüllt und verpestet von Körpern derer, die sich hineingewälzt hatten. Der Tod trat gewöhnlich zwischen dem siebenten und neunten Tage ein. Aber auch wer darüber hinaus war, konnte noch nicht sicher auf Genesung rechnen. In vielen Fällen verloren die Kranken zum mindesten einen Teil ihrer Gliedmaßen durch Geschwüre oder auch die Sehkraft, andere ihren Verstand. Von dem Pestbazillus hatte man natürlich damals noch keine Ahnung, und die Athener hingen lediglich an dem Glauben, daß ihre Kriegsfeinde Mittel und Wege gefunden hätten, die Brunnen zu vergiften. Dieser Wahn ist im Lauf der Jahrhunderte immer wieder aufgetaucht. In Deutschland waren es früher die Juden, in China sind es noch heute die Fremden, denen die Pest in ähnlicher Weise zur Last gelegt wird. Während heute die Ärzte durch ihre genaue Kenntnis von dem Wesen der Krankheit nur verhältnismäßig selten selbst zu ihrem Opfer wurden, starben in Athen die Ärzte gerade am häufigsten. Thukydides erwähnt auch bereits, daß die Pest sich auch auf Tiere erstreckt habe. Die Behandlung und Pflege der Kranken sei fast völlig unnütz gewesen. Wer einen Pestanfall glücklich durchgemacht hatte, konnte zwar einen Rückfall erleiden, aber er starb nicht daran. Die Schilderung von Thukydides paßt ausschließlich auf die Lungenpest, da die hauptsächlichsten Merkmale der Beulenpest von ihm nicht erwähnt werden. Auch die überaus hohe Sterblichkeit und starke Ansteckungsgefahr sind der Lungenpest in höherem Grade eigen. Die bei der Übertragung mitwirkende Rolle der Ratten haben die alten Griechen noch nicht ergahwöhnt, während sie im Mittelalter bereits richtig erkannt wurde.

Psychologisches.

Dämonen und Geistererscheinungen. Es gibt auch heute noch zahlreiche Menschen, für welche jede „Erscheinung“ oder „Vision“ ein so wunderbares Ereignis bedeutet, daß sie dabei sofort an eine Offenbarung aus einer anderen Welt denken. Diesen Glauben treffen wir heute gerade so gut wie in den ältesten Epochen, je nach den Anschauungen der Zeit in den verschiedensten Formen, im Heidentum sowohl wie im Christentum. Ist auch diese naive Gläubigkeit das Zeichen einer unzersehten einheitlichen Gemütsverfassung, so hat sie doch auch andererseits, worauf Dr. med. M. Kesselring in der Monatschrift „Hochland“ hinweist, bei vielen aufstrebenden Menschen zu einer großen Verwirrung des Geistes geführt. Nicht nur die Ungebildeten, auch die geistigen Führer des Volkes kamen oft in eine peinliche Verlegenheit bei der Frage, ob eine Erscheinung eine göttliche Offenbarung oder aber ein Blendwerk des Teufels sei. Da aber bis zum Beginn der neuesten Zeit nur eine von diesen beiden Erklärungen möglich war, so wurde nicht selten unbedeutenden Visionen der Stempel göttlicher Weihe aufgedrückt, während andere, im Wesen nicht sonderlich verschiedene Erscheinungen dem Teufel zugeschrieben wurden. Theologen, Ärzte und Laien jener Zeit teilten diese Auffassung, die doch im Grunde aus dem Heidentum stammt und nur mit zu sehr materialistisch erfassten christlichen Vorstellungen verquid ist.

Die neuere Psychiatrie hat solche Sinnesstörungen (Halluzinationen), mögen sie nun das Gesicht („Visionen“), das Gehör („Stimmen“) oder die übrigen Sinne betreffen, meist als krankhafte Reizungen der betreffenden Sinnesorgane erkannt. Man kann sie durch gewisse Gifte oder direkt erzeugen. Geistige Ueberanstrengung, starke, besonders mit Angst verbundene Erregung, fieberhafte Krankheiten, ungenügende Ernährung, angeborene krankhafte Anlage sind Zustände, in denen Halluzinationen sehr leicht aufkommen. Im Traume, manchmal auch im Uebergangszustande zwischen Schlaf und Wachen sind sie eine ganz regelmäßige Erscheinung. Nicht allzu selten trifft man Menschen, denen das sog. „zweite Gesicht“ eigen ist, d. h. Leute, die ohne besondere Veranlassung im wachen Zustande Halluzinationen haben. Einer der bekanntesten dieser Halluzinanten war Swedenborg, der seine Stimmen für göttliche Eingebungen hielt, und dem es vermöge seiner bedeutenden Intelligenz gelang, Gemeinden zu begründen, die zum Teil auch jetzt noch bestehen. Solche Halluzinationen üben auf den Laien als unerklärliche, fremdartige, scheinbar übernatürliche Erscheinungen auch heute noch eine merkwürdige Wirkung aus, die zum Glück durch wachsende Einsicht immer mehr eingeschränkt wird. Aber immer sind es noch zu viele, die diesem Dualismus anhängen. In keiner größeren Stadt fehlen z. B. Gemeinden von Spiritisten, Geistersehern, falschen Propheten usw., die ihre ganze Lebensanschauung aus solchen Sinnesstörungen herleiten. Der dem Menschen innewohnende Glaube an übernatürliche Einwirkungen kann ihn gar leicht dazu verführen, göttliche Offenbarungen zu sehen, wo es sich um menschliche, wenn auch seltsame und schwer verständliche Phänomene handelt. Das Studium der neueren Psychiatrie und des Hypnotismus würde mit Recht manches Lustgebäude zerstören.